

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 26 (1943)
Heft: 9

Artikel: Nachklänge zum Basler Totentanz
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vergesslichkeit ist die Voraussetzung aller weltgeschichtlichen Fehler, Dummheiten und Verbrechen.

Freies Volk, Bern.

kommenden Generation zu bestehen und das uns anvertraute Gut zu bewahren und unversehrt zu überliefern.»

Von den Opfern des Luftangriffes, von dem Leid und der Not der geprüften Bevölkerung ist in dem Schreiben ganz beiläufig und gefühllos die Rede. «Wir möchten ihnen sagen: zeigt und bewahrt heute mehr als je die Tiefe und die Glut jenes Glaubens, den schon der Apostel an euren Vorfahren lobte. Möge christliche Ergebung euch Leiden und Entbehrungen ertragen lassen. Möge euch das Unglück Anlass sein, eure Seelen zu läutern und eure Fehler zu sühnen und euch dem Herrn um so enger anzuschliessen.» (Von uns gesperrt.)

Wie viele Betrachtungen liessen sich an diesen Brief anknüpfen? Wo ist da von der Heiligkeit des Menschenlebens auch nur ein Wort der Erwähnung getan? Fragen wir nicht weiter. Wir könnten sonst mit den Zensurbehörden in Konflikt kommen, denn der Papst ist seit 1929 Staatsoberhaupt, sodass nun auch moralische Vorhalte an die «moralische Macht» eine Beleidigung geworden sind. Verhalten wir unsere, von allen Rechtsdenkenden geteilte Entrüstung. Wir haben Zeit! Einmal wird der Tag kommen, da auch von den Sühnepriestern Sühne verlangt wird. Der Tag ist vielleicht nicht mehr so weit, denn am 25. Juli ist die eine Krücke der katholischen Kirche, der Faschismus, gefallen. P.

Nachschrift: Rom wurde am 13. August ein zweites mal im Tagesangriff bombardiert. Einzelheiten stehen noch aus.

Die Bibel als Telegraphen-Code.

Eine einzigartige Methode, die Kosten von drahtlosen Schiffstelegrammen zu reduzieren, wurde von Mr. und Mrs. Edwards entdeckt, als sie im Begriffe waren, auf verschiedenen Schiffen den Ozean zu überqueren. Mr. Edwards fuhr auf der Baltic, während seine Gattin die Reise auf der Minnewaska machte.

Mr. Edwards begann das drahtlose Spiel mit einem Telegramm folgenden Wortlauts:

Dritter Brief Johannes 13—15.

An Hand der Bibel übersetzte Mrs. Edwards die Meldung ihres Gatten:

«Ich hatte viel zu schreiben; aber ich wollte nicht mit Tinte und Feder an Dich schreiben.

Ich hoffe aber, Dich bald zu sehen; so wollen wir mündlich mit einander reden.

Friede sei mit Dir! Es grüssen Dich die Freunde. Grüsse die Freunde bei Namen.»

Wenn möglich noch kürzer antwortete Mrs. Edwards:

I. Thimotheus 5,23.

Die Uebersetzung lautet: «Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein um Deines Magens Willen und weil Du oft krank bist.»

Diese ergötzliche Geschichte steht aufgezeichnet in der amerikanischen Zeitschrift «Moderne Electrics», Vol. IV, Nr. 4, Juli 1911, S. 224.

Moral wird einem ja nur darum gelehrt, damit die, die alles haben, alles behalten können und das übrige noch dazukriegen. Moral ist die Butter für die, denen das Brot fehlt.

B. Traven.

Nachklänge zum Basler Totentanz.

Die eigenartig ergreifenden Klänge der diesjährigen Basler Totentanzspiele sind verstummt. Sommerliche Stille und Hitze brüten über dem Münsterplatz. Kurz nach Abschluss der Auführungen erschien in No. 151 der Basler Nachrichten im Briefkasten ein eigenartiger Protest, der weithin mit Befremden und Kopfschütteln aufgenommen worden ist.

Ein Kandidat der Theologie gibt uns Einblick in sein bekümmertes Herz. Und welches ist denn sein Kummer? Dass in diesen Totentanzspielen der Tod sogar freundlich und trostreich ist; dass er nicht zwingt, sondern die Menschen werbend und lockend umgibt, bis sie endlich in ihm den gut meinenden Freund erkennen und sich ihm freiwillig in die Arme werfen. Das kann er als Christ nicht annehmen. Die Heilige Schrift allein gibt Wahrheit über Leben und Tod; und sie sagt, dass der Tod zunächst nicht dieser freundliche Helfer ist, sondern im Gegenteil etwas von den Menschen zu Fürchtendes. Der Tod hat einen Stachel, nämlich die Sünde; da sich die Menschheit von Gott getrennt hat, ist die Rückkehr zu Gott zunächst ein Gang zum Gericht und zur Verdammnis. Es gibt nur einen einzigen freudigen Todesweg — er führt aber zum Kreuz Christi. Christus hat dem Tod seinen Stachel genommen, und nur im Vertrauen auf diesen Sieg Christi gibt es einen frohen, getrosteten Tod. Nur dieses Vertrauen macht den Gerechten, über den die Engel im Himmel frohlocken und singen. Freilich, wir reden uns alle gerne ein, der Tod sei Freund, Führer und Helfer, aber täuschen wir uns nicht: Früher oder später, spätestens aber nach dem Tode, gibt es ein grausiges Erwachen. Der Tod ist kein Gedanke, kein ästhetisch befriedigendes Erlebnis, er ist eine furchtbare Realität. Nur der Tod in Christus wird dieser Schrecken entkleidet und ist dann kein Abschluss, sondern Anfang eines neuen Lebens.

Aus dem kleinen Lapsus, dass es spätestens nach dem Tode ein Erwachen aus dem Tode gebe, wollen wir nicht zu viel Aufhebens machen. Sonst macht die rührige und besonnene Einsendung der dialektischen Theologie, wie sie an unserer Universität eben gelehrt wird, wenigstens in formaler Hinsicht allerhand Ehre. In der Sache selbst möchten wir dem jungen theologischen Eiferer doch noch einiges zu bedenken geben. Die Menschheit hat nicht auf das Christentum warten müssen, um den Tod als bittere Realität kennen zu lernen. Das Christentum ist jung und klein. Der Grossteil der Menschheit ist vor ihm gestorben und stirbt heute noch ausserhalb des Christentums. Er wusste und weiss von eurer Gottheit nichts und musste mit dem Tode auf seine eigene Weise fertig werden. Dieser Grossteil der Menschheit hat aber auch nicht auf Christus gewartet, um die Angst vor dem Tod überwinden zu lernen; er ist in dieser Kunst weiter gekommen als der durchschnittliche Christ. Räumlich und zeitlich aufs Ganze gesehen ist das Christentum eigentlich in einer kleinen Ecke zu Hause. Seine Meinung, dass es und seine Bibel der gesamten Menschheit entscheidende Wahrheiten zu dieser grossen Lebensfrage zu sagen habe, ist reine Einbildung. Dazu kommt es viel zu spät, und heute ist es dazu zu schwach.

Der Weg zur Ueberwindung der Todesangst führe ausschliesslich über den Glauben, über das Kreuz, über den Opfertod Christi? Das sind eitle, alberne, leere Worte, die an der tatsächlichen Wahrheit so weit vorbei gehen, wie die Menschheit am Kreuz Christi vorbei geht. Jeder Schulbube weiss aus der Geschichte des heidnischen Altertums, weiss aus der abendländischen Geschichte eine ganze Reihe von Beispielen, von Helden, die ohne diesen Glauben und doch tapfer, getrost und schön gestorben sind. Was für einen Erfolg ver-

spricht sich eigentlich die Theologie von solch einfältigen und unwahren Behauptungen, die jeder Pennäler sofort zu widerlegen im Stande ist? Wer im Angesicht der hehren Natur wie Gottfried Keller in seinem ergreifenden Gedicht «Wetternacht», wer im Angesicht des heutigen Wissensstandes vom Leben und seinen Geheimnissen, wer im Angesicht der besten Vertreter unserer Kunst und Lebensweisheit die Todesfrage durchdacht und durchgerungen hat, der hat für euer Gerede von Gericht und Verdammnis nur noch ein verzeihendes Lächeln, für den hat der Tod seinen Stachel verloren; er hat für eure kindischen Aengste vor einer Vergeltung im Jenseits nur noch verstehendes Bedauern. Ein Ausdruck dieser Befreiung von Not und Angst war denn eben auch dieser Totentanz von 1943.

Warum missgönnt ihr uns das? Könnt ihr euch so gar nicht mit uns freuen, dass die Menschheit überhaupt einmal aus dieser Angst herausgekommen ist? Nun, so lasst uns doch wenigstens ungestört und unbelästigt unseren Weg gehen, jeden einzelnen zu «seinem eigenen Tod» (Rilke). Ist es wirklich nur eure Sorge um unser Seelenheil, wenn ihr uns zurückzwingen wollt auf jenen Weg über das Kreuz, den wir ja doch nicht mehr gehen können? Ist es nicht vielmehr die Angst um das Ansehen, um die Geltung, um die Herrschaft eures Glaubens, die Sorge um Ansehen, Geltung und Herrschaft der Herren Geistlichen selbst, die euch einflüstert: «Haben wir auch fast alles verloren — den Tod, das Sterben, den Ausgang aus dem Leben, den müssen wir fest in der Hand behalten. Mag die Menschheit im Leben uns ausweichen, diesen Engpass, den jeder passieren muss, den halten wir fest, da warten wir ihm ab, da wird er uns finden, da muss er uns wieder finden, da muss er reumütig, in seinem Geistesstolz gebrochen, sich uns ergeben, da muss er, der Harte, weich werden, denn nur wir vermögen den Weg zur Gnade, zur Verzeihung, zum getrosteten Tode zu geben. Wie soll er aber wimmernd und reumütig zu uns zurückkehren, wenn er im Leben draussen die Angst vor dem Tode verloren hat? Darum muss das unsere erste und letzte Sorge sein — dass diese Angst und Not dem Menschen nicht verloren gehe. Der Tod soll seinen Stachel behalten!»

Es sind gewiss keine liebenswürdigen Ueberlegungen, die wir hier der Kirche unterlegen. Aber ich habe sie nach jener Briefkasteneinsendung in den Basler Nachrichten von so verschiedenen Seiten her aussprechen hören, dass ihnen ein gewisses Gewicht nicht abgesprochen werden kann.

Das alles möchten wir zur Sache unserem Kandidaten der Theologie zu bedenken geben, vielleicht, dass er für seinen spätern schweren Beruf etwas daraus zu lernen vermag. O.

Eine moderne Gelehrtentragödie.

Hin und wieder bringt die «Neue Zürcher Zeitung» doch auch uns eine angenehme Ueberraschung. Gewiss halten ihre sonntäglichen kulturgeschichtlichen und künstlerischen Beiträge immer ein beachtliches Niveau; und zu den philosophischen Buchbesprechungen und Abhandlungen von Bth. (Dr. Hans Barth) dürfen auch wir immer beherzt greifen, denn Bth. ist dem Wahrheitsgehalt der Philosophie und der Erkenntnis zu tief verpflichtet, als dass er den Mächten der landläufigen Metaphysiken Konzessionen machte. Aber eben diese Konzessionen sind es, die uns oft so schwer enttäuschen und schmerzen; diese Konzessionen an eine Auffassung, deren Begründung wir aus zwanglosen Unterredungen zur Genüge kennen: «Rücksicht nehmen, Rücksicht nehmen, nicht mit dem Kopf durch die Wände stossen... das Christentum ist denn doch immerhin noch... Volk muss etwas haben, woran es sich halten kann... dem Volk die Religion erhalten... keine Negationen, führen nur in unerquickliche Diskussionen... Wahrheitsfrage haben wir nicht zu entscheiden, und nur offen halten den Strömungen und Interessen des Tages...»

Um so grösser ist dann eben auch die freudige Ueberraschung, wenn einmal dieses «Offenhalten» nach der Seite der

Wahrheit und Erkenntnis hin praktiziert wird. Dann kann es in den sonst so akademisch vornehmen und ruhigen Spalten der NZZ. wetterleuchten, blitzen und donnern, dass wir unsere helle Freude daran haben.

Eine solche Ueberraschung brachte uns z. B. die Pfingstnummer dieses Jahres mit einer sehr sympathisch gehaltenen Besprechung der Broschüre: «Bekennen und Bekenntnis» des Pfarrers Kuno Fiedler. Fiedler haben wir unseren Lesern schon wiederholt als einen der kühnsten und schlagfertigsten Kämpen auf dem linken Flügel der liberalen Theologie vorgestellt und auch die genannte Broschüre in unserem Blatt kurz besprochen. Da wagt also die NZZ. über den Autor, der von der positiv-christlichen Seite her mit Entsetzen und Abscheu abgelehnt wird, folgende herzerquickende Sätze:

«Fiedler zeigt nun wieder einmal sehr schön und klar, wie sich von allen diesen Glaubenssätzen (des Apostolicums) kaum einer auf Jesus selbst zurückführen lässt. Eine ganze Gruppe dieser Dogmen, so die Jungfrauengeburt und die Versöhnung durch das Blut, sind überhaupt vorchristlich, stammen aus alten heidnischen Naturkulten und Mysterien, während eine andere Gruppe deutlich nachchristlich-kirchlich ist. Davon aber, worum es Jesus selber gegangen ist, enthalten sie nicht eine Spur... Das wird genügen, um ihn (Fiedler) vor allen heutigen Priestern der dynamistischen Hybris im Irrationalen als Erzrationalisten und oberflächlichen Aufklärer zu entlarven. Und in der Tat, in ihre heitere und ermutigende Gesellschaft gehört Fiedler. Er hat etwas vom Geist und der eben erst wieder tröstlich entdeckten Atmosphäre des 18. Jahrhunderts an sich... Er ist uns mit andern zeitgenössischen Geistern ein Zeichen dafür, dass die Menschheit das Wagnis wieder beginnt, sich für den gesunden Menschenverstand zu begeistern.»

Das aber nur nebenbei. Heute möchten wir unsern Lesern berichten von einer ergreifenden Gelehrtentragödie, die sich da in Zürich in aller Stille abgespielt hat. Es ist eine in ihrer Art erstaunliche Geschichte und steht in No. 861 der NZZ. Walter Nigg, Vertreter des liberalen Protestantismus an der Universität Zürich, erzählt sie uns in seiner schönen, klaren Sprache. Wir geben ihm — in knappem Auszug — das Wort:

Das Lebenswerk des vor wenigen Wochen verstorbenen Jakob Hausheer war, neben seiner mit einem seltenen Pflichtbewusstsein ausgeübten Professur an der Universität Zürich, die neue Uebersetzung der Zürcher Bibel. Ihm genützte die innere Freude, dass endlich zum 400jährigen Gedächtnis von Zwinglis Todestag, im Jahre 1931, die lang erwartete neue Bibelübersetzung erscheinen konnte. Die Uebersetzungskommission hat im Einverständnis mit dem Kirchenrat beschlossen, in einer wissenschaftlichen Sonderbeilage über alle Fragen der Uebersetzung des Alten Testaments Auskunft zu geben und die Uebersetzung zu rechtfertigen. Die Ausarbeitung dieser Sonderbeilage wurde Hausheer allein übertragen. Heute, zwölf Jahre nach dem Erscheinen der Bibelübersetzung, ist sie immer noch nicht zu beziehen. Warum nicht? Vor etwa anderthalb Jahren habe ich bei Hausheer nach dem Stand der «wissenschaftlichen Beilage» gefragt. Keine Antwort, längeres Schweigen. Endlich antwortet der Gelehrte mit beinahe tonloser Stimme: «Ich habe das ganze Manuskript verbrannt!» In der gleichen Haltung wie Michelangelos Jeremia sass er da, stützte den Kopf auf seine Hand und betrachtete lange den Boden, dann blickte er mich unter seinen buschigen Augenbrauen traurig an und fügte die Worte hinzu: «Sie sind der erste Mensch, dem ich es sage.» Auf meine bestürzte Frage: «Aber warum haben Sie das getan?», holte Hausheer zu einer längeren Begründung aus, deren Sinn in die Worte zusammengefasst werden kann: «Die Beschaffenheit des alttestamentlichen Textes ist an zahlreichen Stellen von so brüchiger Natur, dass seine Sinnerhellung oft nur in hypothetischer Weise geschehen kann. Wenn ich jetzt in einer wissenschaftlichen